

Wochenbeilage der „Darmstädter Zeitung“

Nr. 7

Darmstadt, den 15. Februar

1908

Inhalt: Bücherkauf und Bücherlesen. Von M. Doering. — Wunderkinder. Medizinische Betrachtungen von Dr. med. Adolf Stact-Marienbad. — Motorfahrzeuge im internationalen Verkehrsdienste. Von E. W. Arnold. — Zalm-Bistak. Von E. Ernst. — Berlin-Paris-London. Versuch einer Vergleichs-Studie. Von Dr. E. Kolbe. — Modewunderlichkeiten. Von Adele Schreiber. — Stammbuch. — **Unberechtigter Nachdruck verboten.**

Bücherkauf und Bücherlesen.

Von M. Doering.

Es ist ein Gebot der geistigen Selbsterhaltung und eine Forderung, die immer von neuem wiederholt werden muß, daß jenseits der materiellen Interessen des Menschen die Ideen nicht zu stark in den Vordergrund gedrängt werden dürfen. Wer nur den praktischen Bedürfnissen lebt, nur das reine Geldverdienen zu seinem Lebenszweck macht, dessen Geist stumpft ab und verdorrt allmählich. Wenn man auch nicht verlangen kann, daß jemand, der tagsüber scharf zu arbeiten schabst, sich abends hinsetzt, um ein schweres wissenschaftliches Buch zu lesen, so darf man doch verlangen, daß er sich wenigstens mit der besseren Literatur beschäftigt, gehöre sie der rein ichbegierigen an oder der volkstümlich belehrenden. Seien es die Werke älterer, seien es die zeitgenössischer Schriftsteller. — Dies Begehren begegnet oft genug dem Einwurf, daß für die Lesart keine Zeit vorhanden ist. Wie diese Zeit zu schaffen, wie die Lesart einzuteilen und welcher Art sie sein soll, das sind Fragen, mit denen zu beschäftigen es sich wohl lohnt.

Waher soll ich die Zeit nehmen, einen dickbändigen Roman zu lesen? fragt sich mancher, dem ein neues Werk von Zeyss oder ein alter Roman von Gustav Freytag empfohlen wird. Merkwürdig, für den gewohnten Dämmergruppen am Stammtisch, für das Nachmittagsschläfchen, für die Unterhaltung mit Freunden und Bekannten hat jeder Mann, für den Kaffeehaus und Besuche bei Fremdbildern jede Frau Zeit übrig. Warum nicht für die Weiterbildung des Geistes durch die Lesart? Mit der Zeit läßt sich nicht spielen, je mehr man hat, desto mehr braucht man und kommt am Ende doch nicht aus. Hier wie dort führt nur die richtige Einteilung zum Ziel. Wie viele Menschen gibt es, die ihren Nachmittagslohn, den sie gewiß auch nötig haben, über Gebühr ausdehnen. Eine halbe Stunde genügt vollst für den Schlaf am Tage. Etwas länger darf der geplagte Erdenbürger wohl der förderlichen Ruhe und geistigen Erholung pflegen. Die Lesart ist das geeignete Mittel, diese Ruhepause nützlich anzuwenden. Aber nicht vor dem Einschlafen mit dem Lesen beginnen! Gefahrlich durch eine kurze Zerstreuung man ein gutes Buch zur Hand und erlöse sich an seinem Inhalt, schöpfe Anregung und Nutzen daraus, bis „des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr“ wieder zur Arbeit ruft. Und denken sich des Abends Schichten auf die müde Erde nieder, ist die Pflicht, die Forderung des Tages, erfüllt, dann gönne man sich nach dem Nachtmahl wiederum ein Stündchen Zeit zum Lesen.

Für die Wahl der Bücher aber gilt das Wort: „Prüfet alles und behaltet das Beste!“ Unter dem Zeichen der Abwägung muß die gewinnbringende Lesart stehen. Nach Meinung und Geschmack hat der Einzelne seine Bücher zu wählen, die, seien sie nun belehrender oder belletrischer Art, gleich wertvoll sein können. Daß zu nach sorgloser Wahl ein Buch gefunden, das seinen Anforderungen entspricht, so sehr es mit Aufmerksamkeit in der schuldigen Achtung vor dem Verfasser, der sein Bestes gab. Nur wer das Lesen, das ja auch eine Kunst ist, und keine geringe dazu, versteht, der wird durch sie zum rechten Genusse gelangen. Ein Genus, der auch manchem Lesefreund verweigert bleibt. Gerade die Velleiter, die Lesefanatiker, verkehren sich oft auf die Lesart am wenigsten. Da wird so ein ansehnlicher Modedictor geradezu verhängen, jedes neue Werk von ihm, das auf dem Büchermarkt erscheint, im Debuttempo durchdringt, zarte Stimmungsblätter haltenden Blickes durchzulesen; der sein zitierte Stil bleibt ungemindert, das psychologische Problem bleibt unbeachtet. Man sieht darüber hinweg, wie man durch eine märchenhafte Vorbildhaftigkeit der Auto laut; die Starbwohlen, von der Gile aufgewirbelt, vernichten den Eindruck. Solche Leserleser sind wie gewisse Vergnügungsreisende, die überall geweiht sein müssen, aber nirgends mit dem Bewußtsein, etwas

Rechtes geziehen zu haben. Von allem etwas, nichts gründlich. Verträgt man diese Velleiter nach einiger Zeit über ein interessantes Buch, so erinnern sie sich kaum mehr des Titels. Sie haben ja inzwischen schon wieder so viele Bücher lesen müssen, die Velleiter! Fragt man sie aber gar nach dem Preis eines guten Buches, dann begegnen man einem an Mißachtung grenzenden Erstaunen. Preis? Nebenache! Wir kaufen doch kein Buch; wir entnehmen's für ein paar Pfennige der Leihbibliothek. Was wäre die denn da?

Die Leihbibliotheken! Das ist ein ganz besonderes Kapitel. Man soll diese gemeinnützigen Anstalten nicht verdammen, besonders nicht da, wo sie der Verbreitung von brauchbarem Lesematerial in den Kreisen der Minderbemittelten dienen, denn da bewirken sie eine Hebung der Volksbildung. Aber der gebildete, ästhetisch empfindende und besser situierte Mann sollte seine geistige Nahrung nicht ausschließlich dergleichen literarischen Volksbüchern entnehmen. Dasselbe Zeitgefühl, das ihn vom Genusse seiner Maßzeiten in den Garfischen zurückhält, wo er sich höchlich doch auch fassen könnte, müßte ihn auch vor dem Lesen der Bibliotheksbücher warnen. Man mache sich nur einmal klar, was alles an Unsauberkeit und Ankeckungsstoffen dergleichen Büchern anhaften mag. Durch wie viele ungerühmte Hände wandern sie, wieviel schmutzige Gegenstände dienen ihnen als Ruheplätze, wo werden sie überall gelesen! Auch von Kranken, die mit ansteckenden Leiden behaftet sein mögen! Aber selbst, trotzdem man das alles genau weiß, trotzdem man die Bücher oft in höchst unanständigen, ja unappetitlichem Zustande erhält, sieht man sie dennoch. Nicht sie früh beim Kaffeetrinken, nicht sie bei der Mittagsruhe, nicht sie auf dem Spaziergange mit und entfernt sich an ihrem Inhalt noch vor dem Einschlafen im Bette. Das alles sind bekannte Tatsachen, die selbst von vielen Zeitgenossen außer acht gelassen werden, die sich sonst in allen übrigen Dingen einer durchaus hygienischen Lebensführung befleißigen und eines gesunden Menschenverstandes erfreuen. So mancher junge Schriftsteller weiß von der deutlichen Luft des Bücherlesens und des Bücherkaufens ein Liedlein zu singen.

Wohl gibt es in den besseren Gesellschaften viele, die sich eines ausreichenden Talentes annehmen, die einem jungen Autor die Wege zu bahnen versuchen, die ihn vorwärts führen wollen, wo das im Rahmen der „Gemeinschaft“ geschehen kann. Der junge Mann wird eingeführt, eingeladen, empfohlen, nach jeder Richtung hin protegirt, man fordert ihn auf, seine Werke vorzulesen — doch seine Bücher verkauft man nicht. Wovon soll der also „Lanciere“ schließlich die „salonfähige“ Kleidung beschaffen, wenn niemand ihm praktisch dazu verhilft? Dem bereits anerkannten Modedictor geht es in dieser Hinsicht etwas besser. Hier und da kauft jemand sein neuestes Werk. Aber wehe diesem Verwegenen, wenn er seinen Besitz verrät. Ohera, wie die Darvonen auf die Spitzen, so führen seine guten Freunde über ihn her. Er wird zum Leihbibliothekar oder Zylinder und ohne Gewinn; ein Geschäft, bei dem er immer der verlierende Teil ist — auch wenn er sein Eigentum zurückkauft, was nur selten vorkommt. Neu und sauber in tadellosem Zustande gibt er seinen Schatz aus der Hand und kann sich dabei des wehmütigen Gedankens nicht erwehren: „Wer weiß, wie wir uns wiedersehen?“ Seine bangen Ahnungen erfüllen sich nur zu oft. Wie schaut das Buch aus, wenn es von seiner mehrmonatlichen, fahrscheinlichen Rundreise wieder an den Eigentümer zurückgelangt. Abgesehene Seiten, Gelschreien, bestochte und zerrissene Seiten sind die Merkmale seiner Wanderung.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß fast bei uns in Deutschland, dem Lande der Dichter und Denker, so wenig Bücher gekauft werden. Eine überlangebrachte Sparfamkeit. Sie geschieht auf Kosten unserer besseren Erkenntnis, unseres Schönheitsginstes und unserer hygienischen Forderungen, die wir an eine vernünftige Lebensführung stellen. Nicht auf Mangel an literarischem Interesse basiert diese Tatsache, sonst würde das Leihwesen nicht so blühen,